

Katharina Elle

Sorbisches als handlungstragendes Element im Roman Arnold von Vietinghoff-Riesch und Werner Bergengruen im Vergleich

0. Einleitung

Arnold Freiherr von Vietinghoff-Riesch (1895–1962) und Werner Bergengruen (1892–1964) waren Zeitgenossen, beide deutsch-baltischer Herkunft und Autoren von Romanen, in denen das Attribut des Sorbischen als handlungstragendes Element einen großen Stellenwert einnimmt. Werner Bergengruen veröffentlichte 1940 „Am Himmel wie auf Erden“¹, Arnold von Vietinghoff-Riesch 1949 „Der tanzende Kranich“². Analysiert werden beide Werke hinsichtlich der Behandlung der sorbischen Komponente, wobei vor allem folgende Fragestellungen erörtert werden: Welche Funktionen hat das Sorbische innerhalb der Romane? Welches Bild vom Sorbischen kolportieren die beiden Schriftsteller? Welche Einstellungen und welchen Bezug zum Sorbischen lassen Bergengruen und Vietinghoff-Riesch erkennen? Am Ende der Betrachtung steht ein Vergleich der zwei wichtigsten sorbischen Figuren der Romane: Worschula und Márie. Trotz zahlreicher Parallelen in beiden Romanen zeigt sich anhand dieser Figuren, dass der Umgang mit der sorbischen Materie sehr unterschiedlich ist.

Einleitend sei bemerkt, dass eine Divergenz beider Romane sowohl in der strukturellen und erzählerischen Qualität als auch in der philosophischen Dimension erkennbar ist. Werner Bergengruen war ein populärer Schriftsteller, der auf zahlreiche Veröffentlichungen insbesondere im lyrischen und erzählerischen Bereich verweisen konnte. Sein Roman „Am Himmel wie auf Erden“ ist geprägt von einer Vielschichtigkeit und geistigen Tiefe, die Vietinghoff-Rieschs Werk fehlt. „Der tanzende Kranich“ ist der einzige Roman des Forstwissenschaftlers und Ornithologen Arnold von Vietinghoff-Riesch, der ansonsten Fachbücher und -artikel verfasste. Dennoch sollte dem Prosawerk des einstigen Besitzers des Rittergutes Neschwitz gebührende Beachtung geschenkt werden. Sein Wert liegt insbesondere in der regionalen Verhaftung der Handlung in der Lausitz sowie in den leidenschaftlich geschilderten Naturbetrachtungen.

1. Arnold von Vietinghoff-Rieschs Roman „Der tanzende Kranich“ (1949)

1.1. Autor und Werk

Arnold Freiherr von Vietinghoff-Riesch wurde am 14. August 1895 in Neschwitz bei Bautzen in der Oberlausitz geboren. Als zweites von neun Kindern verlebte er dort eine sorgenfreie und glückliche Kindheit.³ Das Neschwitzer Gut war einträglich, zu ihm

¹ Werner Bergengruen: Am Himmel wie auf Erden. Hamburg 1940.

² Arnold von Vietinghoff-Riesch: Der tanzende Kranich. Braunschweig 1949.

³ Beschrieben in seiner Autobiografie: Arnold Freiherr von Vietinghoff-Riesch: Letzter Herr auf Neschwitz. Ein Junker ohne Reue. Limburg an der Lahn 1958, 2. Aufl. 2002.

gehörten zwei Schlösser, ein Rittergut, eine große Parkanlage mit Pavillons, zahlreiche Ländereien, Teiche und Wälder. Seine Eltern Arnold Gustav Heinrich (genannt Harry) Freiherr von Vietinghoff-Riesch (1860–1942) und Marion Concordia Isabell Freifrau von Vietinghoff-Riesch, geborene von Funcke (1870–1945) beschreibt Arnold als liebevoll, aber zurückhaltend.

Harry v. Vietinghoff-Riesch stammte aus Salzburg/Livland und hatte das Gut Neschwitz 1886 erworben. 1905 ging Arnold von Vietinghoff-Riesch nach Dresden an das Gymnasium. Nach dem Abitur 1914 überraschte ihn während eines Aufenthalts bei den Großeltern in Salzburg der Beginn des Ersten Weltkriegs. Der junge Vietinghoff-Riesch wurde verhaftet und in verschiedenen russischen Gefängnissen interniert. Nachdem ihm die Flucht gelang, kämpfte er im Freikorps. Gesund aus dem Krieg heimgekehrt, begann er noch 1918 ein Studium der Forstwissenschaften in Tharandt, das er 1921 in München fortsetzte. 1923 promovierte er und heiratete Editha Freiin von Sehherr-Thoß, die zwei Kinder mit in die Ehe brachte. Die Tochter Ingeborg, der er auch den Roman „Der tanzende Kranich“ widmete, adoptierte er später. Die Familie siedelte nach Neschwitz und Vietinghoff-Riesch übernahm die Verwaltung des dortigen Gutes. Doch die Tätigkeit als Gutsbesitzer füllte ihn nicht aus. So gründete er 1930 eine Vogelschutzwarte (die bis zur Gegenwart existiert), habilitierte in Tharandt mit einer Arbeit über die Bedeutung des Naturschutzes für die Forstwirtschaft, arbeitete dort als Dozent in den Fächern Naturschutz, Jagdkunde, Ornithologie und Vogelschutz und wurde 1943 zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Bis heute gilt Vietinghoff-Riesch in forstwissenschaftlichen Kreisen als Wegbereiter für den modernen Naturschutz und die naturgemäße Waldwirtschaft.⁴ Nach Enteignung und Flucht aus Neschwitz im Jahr 1945 baute sich die Familie eine neue Existenz in Göttingen auf. Vietinghoff-Riesch lehrte an der Forstlichen Fakultät der Universität Göttingen in Hannoversch Münden, deren Dekan er später wurde. Am 23. März 1962 erlitten er und seine Frau einen Autounfall, bei dem seine Frau ums Leben kam. Arnold von Vietinghoff-Riesch starb wenige Tage später, am 2. April.

Der Nachwelt hinterließ er mehr als 100 Publikationen in den verschiedensten Fachzeitschriften sowie zehn Bücher. Acht davon sind Fachbücher: „Naturschutz, eine nationalpolitische Kulturaufgabe“ (1936); „Falken über uns“ (1937); „Forstliche Landschaftsgestaltung“ (1938); „Ein Waldgebiet im Schicksal der Zeiten“ (1949); „Die Rauchschnalbe“ (1955); „Verbreitung und Zug der Rauchschnalbe“ (1955); „Der Siebenschläfer“ (1960) sowie „Der Oberlausitzer Wald“ (1962). Sein erster und einziger Roman, „Der tanzende Kranich“, 1949 im Georg Westermann Verlag Braunschweig erschienen, widerspiegelt Vietinghoff-Rieschs Liebe zur Natur und zu schöngeistig-philosophischen Gesprächen sowie seine große Sorge um die Zerstörung der Landschaft. Dort verarbeitete er auch seine Erlebnisse als Kriegsgefangener in Sibirien – ein Lebensabschnitt, den er keineswegs ausschließlich negativ in Erinnerung hatte. So schreibt er in seiner Autobiografie „Letzter Herr auf Neschwitz“, die neun Jahre nach „Der tanzende Kranich“ erschien, wie viel er in Russland über Flora und Fauna gelernt habe und dass diese Erkenntnisse ihn sein Leben lang begleitet hätten. Während die Autobiografie 2002 eine Neuauflage erfuhr, ist Vietinghoff-Rieschs Roman nur noch vereinzelt antiquarisch erhältlich.

⁴ Ebd., Vorwort [o. S.]

1.2. Handlung und Personenkonstellation des Romans

Auf der Suche nach Nistplätzen der Kraniche verschlägt es den promovierten Zoologen Dr. Heinz Petusius in die Lausitzer Heide- und Teichlandschaft nahe des Dörfchens Heideanger. Petusius, der im Roman als Ich-Erzähler fungiert, ist eigentlich zu Gast bei Baron K. auf dem rund 30 Kilometer entfernten Gut Rheden. Der Baron, von Petusius „Daddy“ genannt, ist passionierter Ornithologe und ehemaliger Falkner. Er lebt in zugrunde gehenden feudalistischen Verhältnissen. Das alte Schloss hat – der Erste Weltkrieg ist gerade vorbei – seinen einstigen Glanz schon längst verloren. Doch betrachtet Baron K. die vergangenen Zeiten nicht mit Wehmut, sondern steckt voller moderner philosophischer Ideen, die er mit Petusius leidenschaftlich diskutiert. Regen Anteil nimmt er an den Erlebnissen seines jungen Freundes. Aufgrund eines Kopfschusses aus dem Ersten Weltkrieg lebt der Baron sehr zurückgezogen, da er immer wieder epileptische Anfälle erleidet und mehr und mehr verfällt. Auch Petusius ist nicht unbeschadet aus dem Krieg zurückgekehrt; eine Tuberkulose – ausgelöst durch eine Gasvergiftung – fesselt ihn immer wieder für Wochen ans Bett. Wenn es seine Gesundheit erlaubt, ist Petusius mit seiner Kamera unterwegs, um Vögel zu filmen. Besonders angetan haben es ihm die Kraniche. Auf der Suche nach den scheuen Tieren dringt er in das Reich des selbsternannten Naturhüters Seltermann ein und die dramatischen literarischen Ereignisse um den kauzigen Mann und den kleinen Moorhof Cassabra nehmen ihren Lauf. Seltermann – eigentlich kein Menschenfreund – fasst bald Vertrauen zu dem sensiblen Petusius und lässt diesen an seiner Welt teilhaben. Der Mann mit dem Hang zur Jagd (Birkhühner und Frauen) und zu missglückten Geschäften steht den Tieren näher als den Menschen. Geheiratet hat er bereits zwei Mal, jedoch nur, weil die Frauen Geld in die Ehe brachten. An der Zivilisation leidet er, von „Stadtfräcken“, die in „seine“ Natur einfallen, hält er nichts (S. 7). Petusius beschreibt ihn als „buckligen Pan“ und „Faun“, wie jene Götter der Hirten, die halb Mensch, halb Tier, in der Natur ihr zu Hause finden und die Menschen necken. Petusius ist von den geheimnisvollen Kräften seines neuen Freundes überzeugt, andere halten Seltermann lediglich für einen wunderlichen Waldschrat.

Seltermann lebt zusammen auf Cassabra mit seiner Frau, dem Sohn Brilo und der Magd Marie⁵. Doch Petusius bemerkt schon beim ersten Besuch, dass die Verhältnisse sehr eigenartig sind. Die Ehefrau macht auf ihn einen grauenhaften Eindruck und er schildert sie dementsprechend wenig schmeichelhaft: „Es war die brandige Röte des Haares, das in der untergehenden Sonne wie Feuer züngelte; es war vielleicht von scheidenden [sic!] Licht umgaukelt, eine zufällige Grimasse, die das Gesicht verzerrte und eine Reihe viel zu langer Zähne unter der hochgezogenen Oberlippe entblökte – ein Anblick, der mich entsetzte und mir ein für allemal das Bild eines Orangs aufdrängte, das mich später oft Tag und Nacht nicht mehr verließ. Fast verwunderte es mich, daß diese Gestalt keine unartikulierten Laute von sich gab [...]“ (S. 38 f.) Neben dem Orang stellt Petusius noch weitere Vergleiche aus dem Tierreich an, so bezeichnet er sie auch als „Hyäne“ mit „Bärenkräften“ (S. 107). Die Beschreibung zeigt, dass Seltermanns Ehefrau im Roman eine unrühmliche Rolle zugewiesen ist. Im krassen Gegensatz zur Hässlichkeit der Frau steht die Schönheit des zehnjährigen Sohns Brilo: „Es war ein feiner Knabe [...], ein Königskind mit zarten Gelenken, bittenden Augen, mit kleinen anliegenden Ohren und schmalen, schönen Lippen.“ (S. 42) „Sein Gesicht hatte die weichen Züge eines Slawen – nicht jener Spielart mit stumpfer Nase und breiten Ba-

⁵ Der Name Marie wird auf typisch sorbische Weise auf der ersten Silbe betont.

ckenknochen, wie sie sich noch in einigen wenigen Dörfern unseres Heidegebietes vorfindet und auf mongolische Ahnen deutet, sondern des anderen, uns weniger geläufigen Typs, mit ovalen Gesichtsformen, kastanienbraunen Augen und tiefschwarzen Haaren.“ (S. 51) Petusius' Überzeugung – „Seltermanns Frau [...] war gewiss nicht die Mutter dieses edlen Knaben“ (ebd.) – findet alsbald Bestätigung. Brilo ist der gemeinsame Sohn von Seltermann und seiner sorbischen Magd Márie, die als „freundliches, stilles, wenn auch nicht mehr ganz jugendliches Mädchen“ (S. 40) beschrieben wird. So zurückhaltend sie zu Beginn erscheinen mag, sie ist die handlungsstärkste Person des Romans. Äußerlich Seltermann ergeben, lenkt sie die Geschicke: „So war sie mit dem Ernst und der Hingabe ihres Dienens und den geheimnistiefen Gründen ihres Wesens die eigentliche Mitte, die Seele Cassabras.“ (S. 166)

Neben dem dramatischen Personal des Romans sind noch zwei andere handlungstragende Elemente bedeutsam. Zum einen ist das der titelgebende „tanzende Kranich“ in Gestalt des von Hand aufgezogenen Kranichs „Olaf“. Kraniche sind sehr scheue Vögel, die den Menschen schon auf große Distanz wahrnehmen und flüchten, sobald sie auch nur die kleinste Störung ausmachen. Brilo jedoch gelingt es, den Kranich an sich zu gewöhnen. Er macht sich den großen und stolzen Vogel untertan, der seine Loyalität tanzend unter Beweis stellt. Das zweite Handlungselement ist der granitreiche Koschenberg⁶, mystischer Ort und Platz des tanzenden Kranichs. Seltermann, der ein seltenes Leuchtmoos am Berg entdeckt hat, will den Berg zum Naturschutzgebiet erklären lassen. Er bittet deshalb den Baron, den Berg zu kaufen, was dieser auch tut. Der Konflikt zwischen zu bewahrender Natur und ihrer wirtschaftlichen Nutzung nimmt seinen Lauf.

Die Verhältnisse auf Cassabra wandeln sich. Nach einem Streit entführt die Ehefrau Brilo. Márie macht sich sogleich auf den Weg, ihren Sohn zu suchen. Richard, der Nefte des Barons, verrät ihr den Aufenthaltsort des Kindes. Als Intrigant des Romans überlässt er die Information Márie, nicht ohne als Gegenleistung ein Stelldichein zu fordern. Zum Schein geht Márie darauf ein, verwehrt es ihm aber später. Márie holt Brilo wieder nach Cassabra, Seltermanns Frau verlässt den Ort voller Wut und löst bald darauf die Verbindung. Nun ist der Weg frei für eine Ehe zwischen Seltermann und Márie, die sie auch bald darauf eingehen. Doch dann stirbt der Baron, das Erbe geht an dessen Neffen Richard und damit auch der Koschenberg. Richard wird von Petusius so beschrieben: „Den nicht mehr jungen Mann erfüllte jene unglückselige Veranlagung, die sich allen menschlichen Bindungen und Verpflichtungen entzieht, die sich gegenüber moralischen Bedenken als unempfindlich erweist und vitale Lebendigkeit und hemmungslose Betriebsamkeit für das ganze Leben nimmt. Eitel und überheblich in seinem Gehaben, rücksichtslos in seinem Streben, maßlos und gleichzeitig übersättigt in seinen Wünschen, suchte er das, was er unter Glück verstand, wo es sich ihm bot.“ (S. 188) Schon vor dem Tod des Onkels zeigt sich zwischen ihm und seinem Neffen ein Konflikt, der über einen Generationskonflikt weit hinausgeht. So stehen nicht nur die Arroganz der Jugend der Weisheit des Alters und jugendlicher Fortschrittsglaube dem Bewahrungswillen des Älteren gegenüber. Es geht um Moral und Unmoral. Und so entscheidet sich Richard nach dem Tod des Barons auch ganz folgerichtig für die wirtschaftliche Ausbeutung des Koschenbergs. Zuvor ruiniert er Seltermann wirtschaftlich komplett, sodass ihm auch Cassabra zufällt. Seltermann, zum Handeln nicht mehr fähig, spricht mehr und mehr dem Alkohol zu und überlässt Richard hilflos sein Reich. Márie dagegen handelt.

⁶ Eventuell könnte der Koschenberg bei Senftenberg gemeint sein. Dort wird noch heute Granit abgebaut.

Sie bringt eine Sprengladung am Koschenberg an und flutet ihn, sodass er durch das Wasser unbrauchbar für den Granitabbau wird. Richard, der sich in diesem Moment am Koschenberg aufhält, wird von Márie in die Tiefe gestoßen. Da er sich beim Fallen an ihrem Rock festhält, stirbt auch sie. Petusius nimmt sich Brilos an, zu dem er im Laufe der Zeit ein freundschaftlich-väterliches Verhältnis aufgebaut hatte. In der letzten Szene des Romans trifft er noch einmal auf Seltermann, der in geistiger Umnachtung die Heidewälder durchstreift und Petusius nicht wiedererkennt. Unbestrittene Heldin der Handlung ist die sorbische Dienstmagd Márie. Vietinghoff-Riesch nutzt ihre ethnische Herkunft als charakterisierendes Attribut, das wesentlich für die Gestaltung des Romans ist.

1.3. Márie: Das Attribut des Sorbischen als handlungstragendes Element

Márie wird Petusius zunächst als Haushälterin und Dienstmagd vorgestellt. Doch schon bald spürt der Erzähler, dass Márie mehr ist als das. Er beschreibt sie als eine Art Naturwesen (im angehenden Fieberwahn meint Petusius zu sehen, wie sie sich im Wald zu Wild verwandelt). Sie ist heilkundig und umgeben von einer sphärischen Aura. „Ich habe mich nie mit Hausgeistern beschäftigt, aber so, wie sie dort am Feuer saß, kam sie mir vor, wie ein slawischer Domowoi, wie ein Wesen.“ (S. 140) Márie, die die verworrenen Verhältnisse auf Cassabra mit stiller Würde erträgt, sei, so erzählt es Seltermann, die letzte Nachfahrin des Obodritenfürsten Brilo: „Vor tausend Jahren haben sich da am Koschenberg die Sorben zur letzten Schlacht gestellt. Sie wurden von dem Meißner aufs Haupt geschlagen und mussten ein furchtbares Blutbad über sich ergehen lassen. Unter den wenigen, die entkamen und sich in die unzugänglichen Moore flüchteten, die damals hier alles umgaben, war der junge Obotritenfürst Brilo. Der Meißnische setzte eine hohe Belohnung auf seinen Kopf; aber die Sorben ließen sich eher ihren eigenen vom Rumpf trennen, als daß sie den heißgeliebten Anführer preisgegeben hätten.“ (S. 54)⁷ Eines Tages besuchte ein junges Mädchen aus dem Stamm der Obodriten den jungen Fürsten in seiner Verbannung und sie zeugten zusammen einen Sohn, aus dessen Geschlecht Márie stammt. Während der Erzählung Seltermanns weiß Petusius noch nicht, dass Brilo Máries Sohn ist. Brilo steht für die Weiterexistenz des Obodritenstamms. Márie unterweist ihren Sohn in der sorbischen Sprache, in der Kultur ihres Volkes, bringt ihm das Spiel auf der sorbischen Geige – einer „Hußla“ – bei und stellt damit sicher, dass das Sorbische zumindest noch eine Generation weitergetragen wird. Die Bewahrung und Weitergabe der Tradition ist eine ihrer Funktionen als Mutter.

Die Erzählung Seltermanns zeugt vom Stolz und der Unbeugsamkeit des sorbischen Volkes, dessen Herrscher lieber in der Verbannung lebt als unter der Herrschaft eines anderen. Trotz ihrer niedrigen Stellung im Haus trägt Márie die Würde ihrer Abstammung in sich. Petusius bemerkt bald, dass Márie nicht das demutsvolle Wesen ist, als das er sie kennenlernt: „Gerade aber da erschien Márie vom Waldrand her. Sie kam singend näher, den Kopf etwas zurückgeworfen, mit leichten und elastischen Schritten. Das war nicht die vom Schicksal gedemütigte Magd. Ihre Augen blitzten.“ (S. 117) Und

⁷ Die Obodriten bzw. Obotriten waren im 10. Jahrhundert einer der einflussreichsten und zahlenmäßig stärksten westslawischen Stämme im späteren Norddeutschland, die länger als andere (etwa die Lusizer und die Milzener) ihre Unabhängigkeit zu behaupten vermochten. Vgl. Jan Brankač, Frido Měšk: Geschichte der Sorben. Bd. 1: Von den Anfängen bis 1789. Bautzen 1977.

später bemerkt er, dass ihr Lächeln „etwas von Genugtuung, von tieferem Wissen, von Kampf und zäher Beharrlichkeit, von befriedigender Rache“ (S. 141) zeigt. Im Laufe der Handlung erweist sich, dass Márie diejenige ist, die die Initiative ergreift, keineswegs ist sie duldsam und fremdbestimmt. Seltermann dagegen ist aufgrund seines schwachen Charakters nicht mehr fähig, in irgendeiner Weise die Geschehnisse zu lenken, denn immer wieder lässt er sich von Alkohol, von Aussicht auf Geld und Frauen vom geraden Weg abbringen. Márie aber, für die der Koschenberg der Ort ihrer Ahnen ist, den sie besteigt wie einen Thron und von wo aus sie in die Vergangenheit und in die Zukunft blickt, beschließt, dass der Koschenberg nicht entweiht werden darf. Sie tut, was zu tun ist – nicht weil sie muss, sondern weil sie will. Und dieser starke Wille kommt von der Einsicht in eine höhere Macht. In ihrer klaren Entschlossenheit und dem Wissen, was im Sinne der Natur und der Kultur ihres Volkes richtig und was falsch ist, ist sie – die Magd – innerhalb des Romans die Figur, die die anderen lenkt: „Máries Gang war aufrechter und ungezwungener. Immer noch schwieg sie viel. Jedoch war dieses Schweigen nicht, wie ich bisher angenommen hatte, ein selbstvergessenes Hinnehmen und Nachgeben; vielmehr lenkte sie auf diese Weise sowohl Seltermann als auch den Knaben, vielleicht die Tiere und zugestandenermaßen sogar mich“, konstatiert der Erzähler. (S. 165)

Vietinghoff-Riesch nutzt die Figur der Márie, um dem Roman eine mythische, fast exotische Komponente zu geben. Ausführlich wird ihre Hochzeitstracht geschildert: „Es waren mehrere seidene Röcke verschiedener Farbe, scharlachrot, gelb und grün. Den grünen Rock, als den der Hoffnung, legte sie zuoberst. Daran schloß sich, durch ein schönes Halstuch ergänzt, ein schwarzsamtenes Mieder, aus dem lange, weiße Ärmel heraushingen, die zu Bauschen zusammengezogen waren. Gewiß, das alles erschien auf dem ersten Blick altmodisch, aber von großer, würdiger Feierlichkeit.“ (S. 228) Auch wenn hier das Wort altmodisch fällt, wird Márie in ihrer Tracht voller Ehrfurcht beschrieben: „Seit dem frühen Morgen war sie bereits in ihren Hochzeitstaat gekleidet, der ihr eine ungewöhnliche Schönheit verlieh. Freilich fehlten Ringe und kostbares Geschmeide fast ganz, nur auf dem Mieder hingen einige Reihen alter Silbertaler aus dem achtzehnten Jahrhundert. [...] Aber gerade das Fehlen jeden Schmuckes gab Márie eine besondere Würde.“ (S. 235) Zur Kirche will Márie ein Bündel mitnehmen, „in das nach sorbischer Sitte ein Stück Werg, eine Schnitte Brot und das Milchtuch eingewickelt waren. Diese Dinge sollten ihr Glück für das Hauswesen bedeuten [...]“ (Ebd.) Doch kurz vor der Abfahrt besinnt sie sich eines anderen und lässt das Bündel zu Hause. Aufgrund ihrer seherischen Fähigkeit fühlt sie wohl schon, dass ihrem Haus kein Glück beschieden sein wird. Vielleicht meint sie aber auch, es sei Zeit, sich an die deutschen Gepflogenheiten anzupassen. Vor der Kirche haben sich viele Schaulustige eingefunden, um Máries seltene Tracht zu bewundern. Seltermann, der in Hochzeiten grundsätzlich den Verlust seiner Freiheit sieht, ist hin- und hergerissen zwischen Unmut und Stolz auf seine Braut: „In diesem Augenblick verachtete er die Menschen gewiß noch tiefer; denn er nahm an, daß alle ihn haßten, ihm aber aus Neugier Platz machten und ihn wegen seines mutigen Auftretens an der Seite einer fast exotisch gekleideten Braut sogar bewunderten.“ (S. 238)

Exotisch, würdig, voller Schönheit (wenngleich in manchen Augen altmodisch) beschreibt Vietinghoff-Riesch die Heldin seines Romans. Ihre Figur hat er mit den Zügen einer heidnischen Gottheit ausgestattet. Sie fungiert als eine Art „Rachegöttin“, die die Natur den Klauen der industriellen Ausbeutung entreißt. Dass die zunehmende Zerstörung der Natur durch Industrialisierung eine schmerzvolle Erfahrung für den Autor war, beschreibt er in seiner Autobiografie: „Ohnmächtig mussten wir, als wir älter

wurden, die Entstehung der großen Braunkohlenwerke im Norden erleben, die ganze Dörfer wegfraßen, sich in die Einstände des Rotwildes schoben und unsere Birkhahnwiesen zunichte machten; deren Schlotte sich in immer größerer Zahl gigantisch über die Heide erhoben, als drohten sie dem Himmel, auch ihn zu zerstören.“⁸ Vietinghoff-Riesch zeichnet ein geradezu romantisches Bild von der Sorbin Marie, die ihr Leben für einen höheren Zweck opfert. Im Gegensatz zu der oftmals kolportierten Meinung über die Sorben, die mit üblen Attributen wie geizig, hinterlistig oder dumm belegt werden⁹, nimmt er eine andere Haltung ein als viele seiner Lausitzer Landsleute. Besonders bekannt geworden für eine feindliche Einstellung den Sorben gegenüber ist sein Vorfahr Isaak Wolfgang Graf von Riesch (1749–1810; Reichsgraf seit 1792), der in seinen „Gedanken eines lausitzischen Patrioten“ (1805) u. a. schrieb: „Daß der Wende noch gegen den Deutschen zurück, verhältnismäßig ungebildeter und unwissender ist, dieß fühlt er, und daher ist er gegenüber denselben misstrauisch, in sich gekehrt, verschlossen, zugleich aber auch aus dieser Ursache, um nicht zu kurz zu kommen, versteckt, und unter dem Schein der Simplizität listig. Träges Wesen ist ihm angebohren, es müßte ihm denn Eigennutz in Bewegung setzen, er hängt daher auch aus Indolenz [geistiger Trägheit – A.d.V.] auf eine starsinnige Art an dem Alten [...]“¹⁰ Arnold von Vietinghoff-Riesch dagegen beschreibt die Sorben voller Achtung und mit großer Neugier. Immer wieder kommt zum Ausdruck, dass er den Rückgang des Sorbischen bedauert, auch wenn er die konkreten Assimilierungsgründe nicht reflektiert. Obwohl er in seiner Autobiografie dem sorbenfeindlichen Vorfahr einige Absätze widmet, findet dessen Werk keinerlei Erwähnung.

1.4. Arnold Freiherr von Vietinghoff-Riesch und sein Bezug zum Sorbischen

Eine multikulturelle/multinationale Gesellschaft war für Vietinghoff-Riesch keine Besonderheit. Sein Großvater, Arnold Julius Baron von Vietinghoff-Riesch, lebte auf einem Gut in Salisburg/Livland (lettisch Mazsalaca) im heutigen Lettland. Wie in der Lausitz gab es dort keine ethnisch einheitliche Besiedlung. Esten, Letten, Russen und Deutsche teilten sich bis 1939 einen gemeinsamen Siedlungsraum. Großgrundbesitzer und Angehörige des Stadtbürgertums waren zum großen Teil deutschsprachig. Vietinghoff-Riesch war oft zu Besuch bei seinem Großvater in Salisburg und konnte Eindrücke kultureller Vielfalt sammeln. Er lernte Russisch, eine Sprache, die er während seiner Internierung in russischen Gefängnissen vervollkommnete. Vietinghoff-Riesch wuchs durch seine familiäre Beziehung frei von Scheu vor dem „Osten“ auf. Eigene Erfahrungen mit antislawischen Äußerungen machte er erst auf dem Gymnasium in Dresden, wo er von Mitschülern wegen seiner Herkunft als „Russe“ beschimpft wurde.

Neschwitz, der Heimatort der Familie Vietinghoff-Riesch ab 1886, befindet sich inmitten des sorbischen Siedlungsgebiets und verfügte im 19. Jahrhundert über einen erheblichen Anteil an sorbischer Bevölkerung. Das Sorbische bzw. das Wendische – wie Vietinghoff-Riesch in seiner Autobiografie schreibt – war für ihn etwas ganz Normales. Er hatte eine wendische Kinderfrau und eines seiner „Idole“ aus der Kindheit war ein wendischer Wildhüter, der ihm die Liebe zum Wald nahebrachte. Zu seinen Erinne-

⁸ Vietinghoff-Riesch, *Letzter Herr auf Neschwitz*, 1958, S. 149.

⁹ Vgl. Katharina Elle: „Eine rohe, widerspenstige und tückische Nation.“ Zur Entwicklung eines Stereotyps bei den Oberlausitzer Sorben. In: *Létopis* 55 (2008) 1, S. 141–152.

¹⁰ Isaak Riesch: *Gedanken eines lausitzischen Patrioten*. Dresden 1805, S. 128.

rungen zählen u. a. die Osterreiterprozessionen, die ihn besonders beeindruckten: „Das Osterreiten war eine machtvolle Demonstration des traditionsbewußten katholischen wendischen Bauerntums, das auf den Lößböden der Lausitz unter dem Krummstab ein begütertes Leben führte. [...] Auf mächtigen Kaltblütern eigener Zucht ritt Alt und Jung andächtig, ein offenes Gesangbuch auf dem Sattelknauf, einher, angeführt von drei besonders stattlichen, glattrasierten Reitern, deren mittlerer ein Kreuzifix empor hielt. Alle Pferde waren aufs prächtigste mit muschelbesetztem und silberbeschlagenem Zaumzeug versehen, die Mähnen bei Nacht mit Zuckerwasser eingeflochten worden, die gestummelten Schweife von bunten Taftschleifen durchzogen. Dreimal bewegt sich der nicht endenwollende Zug Segen spendend und Segen herabflehend über die Felder, dazwischen durch den Klosterhof ziehend, eingehüllt in die Aura beschwörend klingender, wendisch gesungener geistlicher Lieder, aus denen uns verständlich nur das immer wiederkehrende Halleluja herausklang.“ (S. 33) Prächtig und machtvoll mutet den Freiherrn das alljährliche österliche Schauspiel an. Das Ostereierschieben auf dem Bautzener Protschenberg dagegen findet nicht seine Zustimmung, weil es „zum Fremdenindustrierummel entartete“ (ebd.).

Das Schwinden des Sorbischen aus dem öffentlichen Leben bedauerte Vietinghoff-Riesch: „Gleichlaufend mit dem Verfall des Dorfes ging der Verfall des dörflichen Brauchtums. Es gab zwar Vereine zur Erhaltung von Volkstum und Trachten, aber gerade der große Dorftag von Neschwitz 1926 zeigte, dass diese Erhaltungsversuche Galvanisierungsströme waren, die von außen in den Volkskörper geleitet wurden. Nur im Bereich der katholischen Dörfer trugen Frauen und Mädchen auch alltags noch die schönen Trachten mit dem großen schwarzen Kreuz, dessen seidene Bänder bis tief auf den Rücken reichten. Nur irgendwo in einem vom Verkehr gemiedenen Dorf im Norden gab es noch zwei Musikanten, welche mit Hußla und Dudelsack aufzuspielen vermochten. Die Konfirmandentracht der wendischen Mädchen von Neschwitz gehörte längst der Vergangenheit an. Wir hätten nicht Neschwitzer Kinder sein müssen, um schon damals das Verschwinden jedes strohgedeckten Hauses und wendischen Fachwerkbauens zu beklagen; wir wünschten nichts sehnlicher als in einer Zeit gelebt zu haben, wo die Menschen sich noch nicht ihres Strohdachs, ihrer Tracht und Sprache schämten, und die sogenannten Bodenreichtümer, die doch niemanden glücklich machen konnten, noch im Schoß der Erde ruhten.“ (S. 148 f.) Diese Replik zeigt Vietinghoff-Rieschs Wunsch nach einer Art Konservierung. Wie die Natur erhalten bleiben mag in all ihrer Vielfalt, so sollen auch die menschlichen Lebensformen bleiben. Es wird deutlich, dass der sozialdarwinistische Gedanke, das Recht gehöre dem Stärkeren, ihn keineswegs leitete. Der Autor macht im Roman deutlich – eingebettet in eine fabelhafte Erzählung, die er im Tierreich ansiedelt –, dass jede „Art“ ihre Berechtigung hat. Er lässt Seltermann erzählen, wie er einstmal sein Geld mit der Jagd nach Edelmardern verdiente und sie fast ausrottete. Auch wenn er kein Geld bekam – im Sommer, wenn die Felle der Marder nichts wert waren, tötete er sie einfach zum Spaß. Durch den dezimierten Bestand an Mardern erhöhte sich die Population an Eichhörnchen schlagartig, die sich wiederum an Fichtensamen gütlich taten, was zu einer Kettenreaktion innerhalb des Waldes führte, an deren Ende eine Schädlingsepidemie stand. Seltermann beschloss, keine Marder mehr zu schießen, um das Gleichgewicht der Natur nicht zu stören. Wenig später hat Petusius einen Traum, bei dem ein Marder von einem Orang getötet wird. Der Marder verwandelt sich in Marie, die in den Armen ihres Sohns verblutet. Nicht nur, dass der Traum die kommenden Ereignisse vorwegnimmt und damit als spannungsbildendes Element fungiert, gleichzeitig widerspiegelt er die Ausrottung des Sorbischen

(Márie = Marder) durch das Deutsche (Seltermanns Frau = Orang) sowie Vietinghoff-Rieschs Ansicht von der Berechtigung jeglicher „Art“. Eine mutige Aussage in einer Zeit, in der der Sozialdarwinismus einen Grundpfeiler nationalsozialistischer Ideologie bildete.

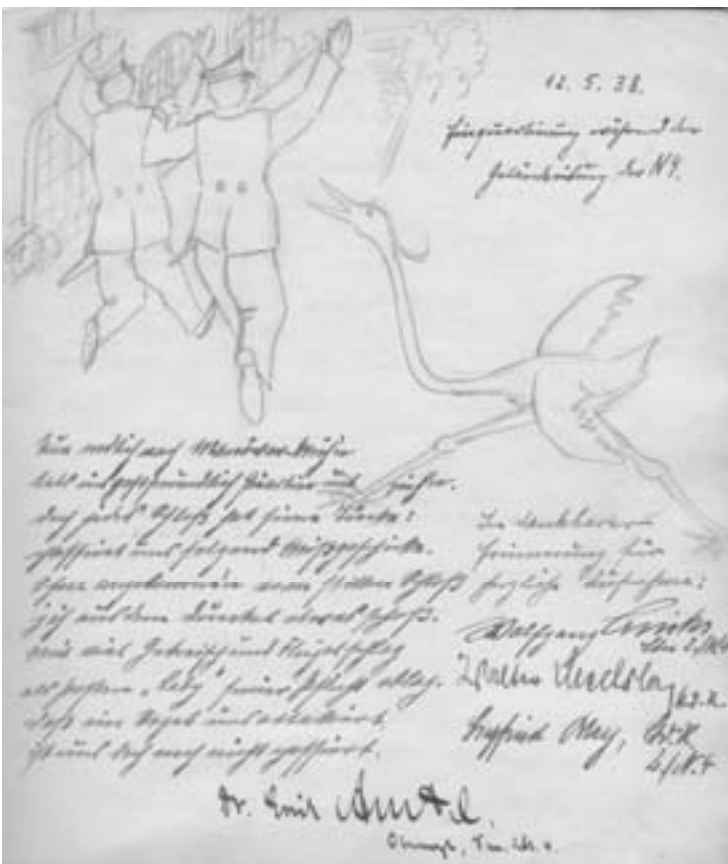
In seiner Autobiografie schreibt Vietinghoff-Riesch: „Meine Erkenntnis, es gäbe im Tierreich keine ernstlichen Auseinandersetzungen, der Kampf ums Dasein sei eine unbewiesene Theorie, die der Mensch aus seinem gestörten Gesellschaftsleben übertrüge, um sich die Erklärung vieler komplizierter Vorgänge recht einfach zu machen – diese Erkenntnis habe ich dem Reiche Oskar Coesters zu verdanken.“ (S. 175) Vietinghoff-Rieschs Lehrmeister ist also die Natur selbst. Oskar Coesters Reich ist das Reich Seltermanns, denn die Figuren des Romans sind dem wahren Leben entnommen. Der Heimatforscher Reinhard Schipke recherchierte zu Oskar Coesters Leben und fügte seine Ergebnisse zusammen mit einigen Fotos als Kopie den wenigen Exemplaren von „Der tanzende Kranich“ an. Vietinghoff-Riesch war oft zu Gast bei Oskar Coester, der 1875 in Osburg bei Trier geboren war und das Schloss Klinge bei Forst gekauft hatte, wo er sich mit seiner Frau und den drei Söhnen niederließ. Schon in Klinge hielt er einen zahmen Kranich. Vietinghoff-Riesch überredete ihn, ihm den stattlichen Vogel zu überlassen.¹¹ Die Coesters führten ein reges gesellschaftliches Leben, das aber erlosch, als die Ehefrau plötzlich verstarb. Coesters wirtschaftliche Lage verschlechterte sich zusehends, eine von ihm gegründete Baumschule musste er aufgeben. 1931 wurde Coesters gesamter Besitz in Klinge versteigert. Er zog nach Nappatsch im Kreis Rothenburg an der Neiße, nahe Rietschen in ein Schrotholzhaus, das er „Jagdhaus Weidmannslust“ nannte. Außer ihm lebten dort die Haushälterin Márie Woito (1897–1951) und der gemeinsame Sohn Hans Woito (1921–1999). Auch dort war Vietinghoff-Riesch oft, um die Kraniche rund um Nappatsch zu beobachten. Obwohl Coester mit Márie zusammenlebte, hatte er diverse Liaisons mit gut betuchten Frauen, bei denen er versuchte, Geld zu leihen. 1945 heiratete er Márie, die als still, ergeben, aber voller Würde beschrieben wird. Die Ehe währte nur kurz, denn Coester starb Silvester 1946. Petusius ist unschwer als Vietinghoff-Riesch selbst zu erkennen, der Baron trägt die Züge seines Vaters. Dass Petusius den Baron „Daddy“ nennt, findet seine Entsprechung in der Wirklichkeit, denn die Neschwitzer Bevölkerung bezeichnete ihren Baron als „Pappi“.

Vietinghoff-Rieschs Roman hat seine Stärken nicht in den Dialogen und auch nicht in der manchmal verworrenen Handlung, zu deren Ende der Spannungsbogen deutlich abfällt. Stark sind jedoch die Beschreibungen der einzelnen handelnden Personen. Deutlich wird auch die Liebe des Forstmanns zum Individuum, zur Schöpfung sowie zur Natur, die er anschaulich beschreibt. Seine Gedanken zum Naturschutz und zur Erhaltung des natürlichen Gleichgewichts webt er in die Handlung ein. Márie, als Angehörige eines alten, landverbundenen Volks, gewissermaßen des „Urvolks“, fungiert dabei als „Bewahrerin“ alter Werte, die zwar selbst für die „Sache“ sterben muss, der Welt aber ihren Sohn Brilo hinterlässt, der die Kultur der Obodriten – und damit der Sorben – weiterträgt.

¹¹ Von diesem Kranich werden in Neschwitz noch heute Geschichten erzählt, bedrohte er doch mit Vorliebe Parkbesucher, die keine Korinthen in der Tasche hatten, um ihn milde zu stimmen.



Das Vorbild des „tanzenden Kranichs“. Thomas lebte im Neschwitzter Schlosspark, im Hintergrund das Neue Schloss von Neschwitz – zerstört im Mai 1945.



Eintrag im Gästebuch von Schloss Neschwitz.

Quelle: Archiv der Vietinghoff-Riesch-Gedenkstätte Neschwitz

2. Werner Bergengruens Roman „Am Himmel wie auf Erden“ (1940)

2.1. Autor und Werk

Werner Bergengruen ist wie Vietinghoff-Riesch deutsch-baltischer Herkunft. Geboren wurde er am 16. September 1892 in Riga/Livland, der späteren lettischen Hauptstadt. Seine Schulausbildung absolvierte er in Deutschland, studierte in Marburg zunächst evangelische Theologie und wechselte dann zu Germanistik und Kunstgeschichte. Sein Studium schloss er nicht ab, der Erste Weltkrieg brach aus und Bergengruen wurde Soldat. Nach dem Krieg heiratete er Charlotte Hensel, die zu einem Viertel jüdischer Abstammung war. Mit ihr hatte er vier Kinder. Bergengruen arbeitete als Journalist, ab 1922 in Berlin u. a. als Chefredakteur der „Baltischen Blätter“. Ab 1927 wirkte er als freier Schriftsteller mit großem Erfolg bereits zu Lebzeiten, vielfach übersetzt, ausgezeichnet und mit hohen Auflagen bedacht. Seine bekanntesten Werke sind der Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ (1935), die Erzählung „Die drei Falken“ (1937), der Gedichtband „Der ewige Kaiser“ (1937) sowie die Biografie „E.T.A. Hoffmann“ (1939). Werner Bergengruen war christlich-humanistisch orientiert (1936 konvertierten er und seine Frau zum Katholizismus) und stand dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber, er trat aber mit Rücksicht auf seine Frau nicht offen dagegen auf. Er gilt in der Literatur als Vertreter der sogenannten „inneren Emigration“. 1937 wurde er aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen.¹²

Unter den Schriften, deren Publikation ihm verboten wurde, war auch der Roman „Am Himmel wie auf Erden“ (1940). Das mit 650 Seiten umfangreichste Werk des Schriftstellers gilt als seine reifste und bedeutendste Erzählleistung.¹³ Das Sujet beruht auf einem historischen Ereignis, auf das Bergengruen durch eine Zeitungsnotiz aufmerksam geworden war.¹⁴ Das Leitthema behandelt die Selbstüberschätzung und Fehlbarkeit eines Herrschers. Der Roman lässt sich als Allegorie zum nationalsozialistisch geprägten Berlin lesen.¹⁵ Er steht unter dem Motto „Fürchtet Euch nicht“. Die christlichen Werte Glaube, Liebe, Hoffnung werden der Furcht entgegengestellt. Auch in Bergengruens Roman finden einige Figuren ihre Entsprechung in historisch realen Personen, wie Dr. Carion, Kurfürst Joachim I. oder die Hornungs. Worschula, Juro und Duschka, aber auch Carions Mutter sowie Fabian von Ellnhofen und dessen Verlobte sind erfundene Personen. Wie Vietinghoff-Riesch nutzt Bergengruen die sorbische/wendische Komponente, um ein Spannungsverhältnis von Welt und Gegenwelt aufzubauen. Sie ist ein wesentliches konstituierendes Element des Romans. Welche Funktion sie einnimmt, wird im Folgenden dargestellt.

¹² Gero von Wilpert: Lexikon der Weltliteratur. München 1997, Bd. 1, S. 150.

¹³ Vgl. Peter Meier: Die Romane Werner Bergengruens. Berlin 1967.

¹⁴ Werner Bergengruen: Schreibtischerinnerungen. Zürich 1961, S. 40.

¹⁵ „Immer unheimlicher glich sich die deutsche Realität der Konzeption meines Romans an. Die Furcht breitete sich aus, und sie tat es in Berlin auf eine besonders eindrucksvolle Weise. Die Rolle des Wassers hatten die vom Himmel fallenden Bomben an sich gerissen. Viele begannen, die bedrohte Stadt zu verlassen oder doch ihre Familien fortzuschaffen. Was dem Kurfürsten Joachim zu verhindern gelungen war, die Flucht aus Berlin, das mußte Hitler geschehen lassen. [...] Die Parallelen also boten sich, ich habe sie aufgegriffen und unterstrichen, nicht nur die zwischen der Wasser- und Bombenfurcht, sondern auch die zwischen dem Berliner Zustand des Jahres 1524 und dem Allgemeinzustand des Dritten Reiches.“ (Ebd., S. 91 f.)

2.2. Handlung und Personenkonstellation

Im Mittelpunkt des Geschehens steht ein Gelehrter, der als Beobachter und Erzähler fungiert, in die Handlung aber nur wenig eingreift. Dr. Carion, der als Arzt und Astrologe am Spandauer Hof des Kurfürsten Joachim I. tätig ist und zu diesem ein Vertrauensverhältnis pflegt, prognostiziert für den 15. Juli 1524 eine Sintflut biblischen Ausmaßes. Um eine Massenpanik oder gar die Flucht seiner Untertanen zu vermeiden, negiert Kurfürst Joachim die drohende Katastrophe und beschließt Stillschweigen über die Prophezeiung. Nur noch der junge Adlige und Kammerjunker Fabian von Ellnhofen weiß neben Carion und Joachim davon. Dennoch dringen Gerüchte nach außen und die Unruhe der Bevölkerung wächst. Doch statt sich in aller Offenheit an seine Untertanen zu wenden, werden diejenigen, die den Gerüchten Vorschub leisten, mit drakonischen Maßnahmen bis hin zur Todesstrafe belegt. Der Kurfürst ist beseelt von dem Gedanken, jegliche Verantwortung für die Ereignisse allein auf sich zu nehmen und das Unberechenbare durch strenge Ordnung zu bannen. Fabian von Ellnhofen jedoch umgeht die Weisung seines Herrn, indem er seine Verlobte zu seiner Mutter nach Franken schickt, um sie vor der Sintflut zu retten. Joachim, der von dieser Verfehlung erfährt, lässt Ellnhofen für den Vertrauensbruch hinrichten. Am Tag der Sintflut aber flüchtet Joachim selbst aus Berlin auf den Tempelhofer Berg. In der Stadt bricht ein unheilvolles Chaos aus, die Bevölkerung zieht marodierend und plündernd durch die Straßen. Der Kurfürst wird von Juro – seinem wendischen Kutscher – davon überzeugt, zurückzukehren und die Ordnung wieder herzustellen. Auf der Rückfahrt trifft ein Blitz die herrschaftliche Kutsche und Juro stirbt. Neben Juro spielen Duschka, die wendische Magd Carions (der zum Missfallen der Nachbarschaft gern wendisches Personal hat, um sich in der sorbischen Sprache zu vervollkommen), und insbesondere deren Großmutter Worschula eine wesentliche Rolle für den Handlungsverlauf.¹⁶

2.2.1. Duschka, Juro und Worschula: Die wendischen Personen im Roman

Duschka und Juro leben beide bescheiden und demütig als Dienstleute. Duschka ist bei Carion angestellt, Juro beim Kurfürsten. Beide werden als fromm dargestellt, in vielem dem heidnischen Glauben ihres Volkes verhaftet. So sieht man Duschka gleich zu Beginn des Romans das Wasser mit den Worten segnen: „Mütterchen Wasser, gib du allen getauften Leuten gute Gesundheit.“ (S. 7) Sie verbindet den christlichen Glauben mit dem Glauben ihres Volkes an die Beseeltheit des Wassers. Schon hier versteckt sich ein Hinweis auf die Rolle des Wassers innerhalb des Romans. Duschka lebt mit den Überlieferungen ihres Volkes, dessen Bräuchen und Sagengestalten: „Duschka liebte die Luttchen und sorgte für sie. [...] Zuverlässig stellte sie den Luttchen die Nahrung hin [...] und zuverlässig machte sie das Kreuzzeichen darüber, der besseren Bekömmlichkeit halber [...]“ (S. 251) Sie ist ein naives, gutmütiges Mädchen. Juro dagegen strahlt Seelengröße aus: „Juro lächelte [...] mit der natürlichen Würde eines Menschen, der von Unterwürfigkeit ebenso weit entfernt ist wie von Überheblichkeit und darum, ohne

¹⁶ Neben den genannten Figuren beleben noch zahlreiche andere Handlungsträger den Roman, z. B. Katharina Hornung – die Geliebte des Kurfürsten –, die Kurfürstin Elisabeth, Wolf Hornung – der Mann Katharinas – und die Brüder Blankenfelde (Bürgermeister und Erzbischof der Stadt). Carion ist Vermittler zwischen den verschiedenen Ebenen. Zur Personenkonstellation siehe Meier, *Die Romane ...*, 1967.

es zu wissen, von seinem sicheren Orte aus vielen anderen überlegen ist.“ (S. 52) Carion sieht in ihm „die gelassene Willfährigkeit der Natur, die, sich behauptend oder untergehend, in duldsamer Gleichmut stark bleibt [...]“ (S. 68) Und tatsächlich, Juro ist mehr, als er scheint. Er ist „gnadny kral“, der letzte König der Wenden¹⁷, dazu berufen, seine Landsleute aus der Unterdrückung und Armut zu befreien. Juros Schicksal ist der Tod durch einen Blitz, nachdem er den Kurfürsten zur Umkehr bewogen hat, damit dieser seinen Untertanen beistehe. Dieser Tod ist zwar grausam, erinnert Carion aber „an die Meinung der Alten, nach welcher Jupiter, der Vater der Götter und Menschen, seinen Blitz sende, um den Getroffenen nicht im gemeinen Sinn zu töten, sondern um ihn in ein verklärtes Dasein zu erhöhen“ (S. 600). Juro führt nicht nur den Herrscher in seine Funktion zurück, sein Tod bewegt Kurfürst Joachim auch zum Nachdenken über Gottes Schöpfung und zu mehr Menschlichkeit in den herrschaftlichen Entscheidungen.

Sind Duschka und Juro ausschließlich positiv gezeichnete Figuren, so steht die alte Worschula – Duschkas Großmutter – für die dämonischen, zerstörerischen Kräfte im Roman: „Der Gedanke eines unbekanntes, äußerlich dienstbaren Königs ergriff mich und verband sich mir bald mit der Gestalt des vom Blitze getöteten Kutschers. In ihm und in der Dienstmagd Duschka stellten sich mir die von chthonischen Urgründen gespeisten Kräfte des wendischen Volkes in ihrer positiven Seite dar wie die in der alten Worschula in der negativen.“¹⁸ Worschula, einstige Haushälterin Carions, ist an Lepra erkrankt und muss in die Aussätzigenkolonie ziehen. Bereits die Aussegnungsszene in der Kirche zeigt die düstere Funktion, die Worschula im Roman einnehmen wird. Auf ihre Aussegnung – den Ausschluss aus der gesunden Gemeinschaft – reagiert sie nicht mit Demut und Ergebenheit, sondern mit Verbitterung und voller Hass. Auf die doppelte Stigmatisierung Worschulas weist der Erzähler Carion hin: „Als der Welt der Aussätzigen benachbart, in manchem Sinn verbündet, erscheint die der Wenden.“ (S. 74) Aus ihrer Vergangenheit erfährt man, dass zwei Dinge ihr Dasein bestimmen. Zum einen ist das die Schlange, von der sie in ihrer Kindheit Heilkräfte und seherische Fähigkeiten erhalten zu haben meint: „Begonnen hatte alles damit, dass in Worschulas frühester Kinderzeit, so glaubte sie, eine Schlange zu ihr gekommen war und ihr Augen und Ohren ausgeleckt hatte; von dieser geheimnisvollen Reinigung der wichtigsten Sinneswerkzeuge leitete sie ihre Fähigkeit her, Dinge zu sehen und zu hören, die anderen verborgen blieben.“ (S. 111) Zum anderen ist es das Element Wasser, das für sie Ursprung und Endpunkt des Lebens bedeutet. Worschula ist Witwe, ihr Mann erkrankte beim Fischfang – Wasser erscheint ihr als magischer Ort, der ihren Mann beherbergt. Die (vermeintlich) seherischen Fähigkeiten ihrer Kindheit verloren sich im Laufe von Worschulas Arbeitsleben, doch nun, mit Ausbruch der Krankheit und dem Versuch einer Heilung durch Vipernfleisch, wird sie von Visionen heimgesucht. Sie spürt eine neue Stärke in sich und als sie von der drohenden Sintflut hört, möchte sie die tödlichen Kräfte des Wassers heraufbeschwören, um die Welt der Gesunden zu zerstören: „Der Aufschwung, der ihr insgemein zuteil wurde, war der des Zornes, des Hasses und des Triebes zur Vernichtung“ (S. 131). Das Wasser erscheint ihr als die Instanz, die die alte Ordnung, die „alte wendische Herrlichkeit“ (S. 119) wieder herstellen kann, denn „aus allen Fugen und Höhlungen des Erdbodens spürte sie es grollen, zucken und drängen

¹⁷ Die Vorstellung vom Wendenkönig war insbesondere in der Niederlausitz verbreitet. Einstmals soll er über ein mächtiges Reich geherrscht haben, das er aber in einem großen Krieg verlor. Er zog sich in die Lausitzer Wälder zurück und baute dort eine einsame Burg, die kostbare Schätze barg. Einige Sagen erzählen, den Wendenkönig habe ein Blitz erschlagen.

¹⁸ Bergengruen, Schreibtischerinnerungen, op. cit., S. 75 f.

und unter ihren Füßen hörte sie das unterirdische Rauschen der gefesselten Flutmächte“ (S. 234). Die Aussätzigen erkennen in Worschula ihre Führerin. Worschula prophezeit ihren Leidensgenossen: „Das Wasser wird kommen und die Städte verzehren! Es wird die Erde von ihnen reinigen, wie von Beulen des Aussatzes. Die Äcker wird es fortschwemmen, und nur so viel soll von ihnen bleiben, dass die wendischen Menschen ihren Buchweizen säen und Gottes Brot essen können. Der Aussatz wird schwinden, denn ehe die Deutschen ins Land kamen, ist kein Aussatz gewesen.“ (S. 236) Sie ist überzeugt, „der Tag der Flut, dieser Tag des Heils, wird auch der Tag sein, da die Schlange wiederkehrt. [...] Denn dieser Tag wird ja der Tag jeglicher Erfüllung sein. Alle Prophezeiungen wird er wahr machen, alle Zwingherrschaft davon schwemmen und aus seiner Niedrigkeit und Heimlichkeit den König in den Glanz bringen, der nicht nur ein Herrscher der wendisch Redenden ist, sondern der Erlöser aller Elenden“ (S. 237).

Worschulas Hass verbindet sich mit der Verzweiflung der Leprakranken. Vom Guteleutehaus ausgehend erreichen Worschulas Phantasien die Städter. Die untere Schicht begrüßt den Tag der Sintflut als Tag der Rache an den Reichen. Die Aussätzigen werden zur treibenden Kraft im zerstörerischen Handeln der Spandauer Bevölkerung am 15. Juli 1524. Worschulas Hass wird immer stärker: Waren es erst die Gesunden, dann die Deutschen und die Reichen, dehnt sie ihre Abscheu gegen alles Lebende aus, die „nun auch die eigenen Leute einschloß, die Wendischen, die Aussätzigen und die Gedrückten, denn hatte sie nicht um ihretwillen etwas Kostbares preisgegeben und gleichsam eine Unschuld verloren? Ja, es geschah noch mehr: nämlich wie sie im Spital auf die Höhe jener Erkenntnis geführt worden war, die keines zu erkennenden Gegenstandes mehr bedarf, so konnte sie jetzt mitunter auf eine Höhe des Hasses gelangen, der zu viel Gewalt hatte, als daß er noch auf haßbare Gegenstände angewiesen war.“ (S. 433 f.) Carion nimmt in Worschulas Gegenwart etwas „Urböses, hexenhaft Abscheuliches“ (S. 434) wahr. Worschula wird in den Wirren des 15. Juli erschossen. Ihr Tod bedeutet auch das Ende des Zorns, sie findet Frieden: „Worschula verstand nicht mehr, daß sie hatte zürnen und hassen können. Sie erkannte, daß auch die Anfechtungen, die sie als Schwächen und Irrnisse sich vorgeworfen, nur Hindeutungen auf all die wasserliche Gelassenheit hatten sein wollen und auf den Wiedergewinn des verlorenen Unschuldstandes. Sie war ja heimgekehrt in die Übereinstimmung ihrer Kindheit, alles hieß sie willkommen, alles schloß sie ein.“ (S. 550 f.) Worschula wird mit ihrem Mann wieder vereint, die Schlange und das Wasser nimmt sie wieder auf: „Sie gewahrte die Schlange, die sie unbeweglich erwartete. Der schwarze Schlund des Maules stand offen. Wie ein feuriger Strahl schoß die Zunge hervor und fuhr donnernd auf Worschula zu. Sie öffnete den Mund, um die heilige Reinigung zu empfangen. Worschula empfand keinen Schmerz. [...] Worschula fühlte, wie sie mit der Schlange eins wurde und einkehren durfte in die alte Ungehälftetheit der Welt von Weißgott und Schwarzgott. [...] Die Spree trug sie langsam davon, dem alten Wendenstrome, der Havel entgegen.“ (S. 578 f.) Juro und Worschula sterben und mit ihnen das Wendische. Welche Einstellung Bergengruens zum Wendischen lässt sich aus dem Roman herauslesen?

2.3. Werner Bergengruens Bezug zum Sorbischen

Die sorbische Komponente nimmt im Roman einen großen Raum ein. Drei der handlungstragenden Personen sind sorbischer Abstammung, zahlreiche Hinweise auf die sorbische Lebenswelt vermitteln einerseits „Lokalkolorit“, andererseits fungieren sie als

Gegenbild zur fortschrittsträchtigen Stadtwelt, die rücksichtslos der Natur abgetrotzt wurde. Werner Bergengruen vermerkt in seinen „Schreibtischerinnerungen“, dass dem Schreiben des Romans eine lange Zeit der Recherche vorausging, in der er sich neben historischen, medizinischen und astrologischen Fragestellungen intensiv auch mit Geschichte, Sprache sowie Kultur und Brauchtum der Wenden auseinandergesetzt habe. So schlägt sich sorbische Überlieferung in zahlreichen Passagen nieder, etwa wenn vom Blut (= Blud) die Rede ist, der in die Irre führt als Allegorie für die Verfehlung Joachims, in den Eigennamen der wendischen Personen, in Duschkas einfachem Satzbau und in ihrer Vorliebe für Verkleinerungsformen, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Die Assimilation der Sorben in der Mark Brandenburg beschreibt Bergengruen in seinem Roman als Verschmälerung des Siedlungsraums: „In der Mittelmark hatte es kaum mehr inne als ein paar armselige Fischerdörfer [...]. Weiter nach Süden und Osten freilich, spreeaufwärts, saßen sie noch unangefochten in den walddreichen Gebieten und den schwer zugänglichen Wasserwildnissen wie vor alters und übten ihre heimlichen Bräuche scheulos unter den Augen der Gutsherrschaft und der Pfarrer.“ (S. 15) Als „gelesen“ und „zurückhaltend“ charakterisiert er die Wenden, verhaftet im Glauben an eine beseelte Natur: „Allerlei geisterhafte kleine Geschöpfe wohnten im Backofen, in Sumpflöchern und Baumhöhlungen [...] und sie näherten sich den Menschen, wenn der Anlaß es gab, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit welcher die Dorfgenossen einander im guten wie im bösen aufsuchten. Nachtjäger, Feuerkobelde und Mittagsgespenster, Wasserfrauen, Sumpfschlangen, Waldbienen und Fische waren diesen Menschen begreiflicher und vertrauter als die städtischen, deutschredenden Menschen [...]“ (S. 109f.)

Im Kapitel „Dörfliche Tage“, das in einer wendischen Ansiedlung spielt, wird das ursprüngliche Miteinander von Deutschen und Wenden beschrieben, das durch die Einschränkung des natürlichen Lebensraums der Wenden gestört wurde: „Lange Zeit haben die Geister und Geistchen zwischen Deutschen und Wenden nur wenig Unterschied gemacht, in der Freundschaft nicht und nicht in der Feindseligkeit. Aber dann haben die Städte sich gedehnt und die Wildnis ist schmaler geworden, Sümpfe werden getrocknet und Flussläufe geregelt. Und nun grollt es unter den Wasserspiegeln.“ (S. 343)¹⁹ Peter Meier verweist in seiner Interpretation auf die Wesensverwandtschaft, die Bergengruen den Wenden im Roman zuschreibt: „Ihr Wesen ist ruhig und durchsichtig wie die märkischen Seen; die stille Oberfläche täuscht über ihre Abgründigkeit hinweg; werden sie aufgewühlt, so können sie Verheerungen anrichten, die man ihnen nicht zugetraut hätte.“ Für Meier repräsentieren die Wenden im Roman „ein elementares Menschentum, das sich von der Natur nicht ablöst, sondern in ihr aufgeht“.²⁰ Er erkennt deutsche und wendische Mentalität in der Landschaft: „Der Gegensatz zwischen wendischem und deutschem Wesen spiegelt sich in den Kontrasten der märkischen Landschaft: Die Mark ist ursprünglich ein Wasser- und Sumpfland, in der sich die Wenden von Fischfang nährten; das feste Land jedoch ist erst durch die deutschen Kolonisatoren fruchtbar gemacht worden.“²¹ Bergengruen selbst schreibt in seinen Schreibtischerinnerungen: „In höherem Grade als der Sand erscheint das Wasser als das ursprüngliche Element der

¹⁹ Wie Vietinghoff-Riesch beschreibt auch Bergengruen die Ausbeutung der Natur. Doch besteht seine Lösung nicht in der Konservierung des Bestehenden, sondern im behutsamen Umgang mit der Natur bei Veränderungen von Menschenhand. Der Fürst wird dies am Ende seines Erkenntnisweges als wesentlich erachten.

²⁰ Meier, *Die Romane ...*, 1967, S. 79.

²¹ Ebd., S. 60.

Landschaft, und das Fließende, Weiche, Veränderliche, Naturhafte, der Formung sich entwindende, das dem Wasser eignet, mag zugleich die wendische Art ausdrücken. [...] Der Begriff des festen, trockengelegten, von Menschen in Herrschaft genommenen Landes verband sich mir mit den formenden Ordnungsmächten deutscher, abendländischer und christlicher Herkunft [...].²²

Bergengruen wurde von zeitgenössischen Kritikern vorgeworfen, er vertrete eine deutschfeindliche Auffassung, weil er die Wenden zu positiv schilderte.²³ Schon der Verlag riet ihm zur Streichung mancher Passage, die Wenden betreffend, wie z. B. folgende: „[...] es war ja der Ahnenstolz der Ahnenlosen, daß sie unter ihren Vorfahren keine Wenden und Wendinnen gehabt haben wollten.“ (S. 40) Diesem Ansinnen kam Bergengruen jedoch nicht nach. Zwar zeigt sein Roman, dass er die Überlegenheit der deutsch-christlichen Kultur anerkennt und sie als historischen Fortschritt sieht, spricht er doch von einem letzten „Aufbegehren der wendischen Sumpf- und Wasserlandschaft und ihrer Dämonen gegen die unabwendbare Einschmelzung des Landes in die abendländische, christliche, deutsche Welt [...]“.²⁴ Gleichzeitig fühlt er aber auch Bedauern und eine „schwermütige Liebe“ zu den Wenden und allen Volksgruppen, deren Schicksal es zu sein scheint, im Großen aufzugehen: „So liebe ich die Wenden gleich den Liven, den Zigeunern, den Kaschuben [...]“.²⁵

Bergengruen beschreibt Juro und Duschka weniger differenziert als Worschula. Während die beiden jungen Leute eher statisch angelegt sind, durchläuft Worschula eine lange Entwicklung. Und obwohl sie im Roman „das Böse“ symbolisiert, wird sie nicht verurteilt. Die Konnotation, die Bergengruen herstellt, ist ausgesprochen positiv. So lässt er beispielsweise Kurfürst Joachim sagen: „Das ist gewiß, daß ein Fürst in Berührung bleiben muß mit allen Kräften der Tiefe, die in seinem Lande und in seinem Volke am Werke sind. Wie könnte ich ein Feind der Wenden sein? [...] Ein Herrscher [...] steht an einer zu erhöhten Stätte, als daß er gegen irgendeinen Teil der ihm Untergebenen, solange sie die Gesetze halten, eine Abneigung haben dürfe [...]. Ich verstehe unter dem Adel den Kopf, unter dem Städtertum das Herz meines Landes. [...] Den Bauerstand als den untersten vergleiche ich mit den Füßen, auf denen alles ruht [...]. Sei der deutsche Bauer der rechte, der wendische der linke Fuß: Es braucht zum Fortkommen aller beider.“ (S. 200) Zwar verortet der Kurfürst die Wenden eindeutig im untersten Stand – die Vorstellung, sie könnten aus diesem Stand aufsteigen, scheint ihm fremd –, schätzt sie aber als eines der „Standbeine“ seines Herrschaftsbereichs. Der Kurfürst, der alles einer strengen Ordnung unterwerfen will, steht trotz seiner positiven Einstellung als Widerpart zum Wendischen, als derjenige, der die Natur unterjocht ohne Respekt vor Gottes Schöpfung. Erst durch Juros Tod wandelt sich der Fürst, der nun nicht mehr durch Zucht, Strenge und Gewalt regieren will, sondern mit Humanität, liebevoller Autorität und Achtung vor Mensch und Natur. Meier interpretiert die Wandlung des Fürsten folgendermaßen: „So wird das Beste an der elementaren Welt der Wenden, die Ehrfurcht vor der Natur, in die höhere Welt der Menschen aufgenommen, in ihr aufgehoben.“²⁶

Bergengruen lässt Juro sterben und damit entscheidet sich das Schicksal der Wenden. Ohne König bleibt ihr Los das Dienen. Auch Worschula entscheidet das Schicksal

²² Bergengruen, *Schreibtscherinnerungen*, 1961, S. 57.

²³ Vgl. Hans Bänzinger: *Werner Bergengruen. Weg und Werk*. München 1983.

²⁴ Vgl. Meier, *Die Romane ...*, 1967, S. 57.

²⁵ Bergengruen, *Schreibtscherinnerungen*, 1961, S. 74.

²⁶ Meier, *Die Romane ...*, 1967, S. 90.

ihrer Volkes nicht. Ihr Tod führt sie zurück zur Natur, wo sie Erlösung findet und alle Bösartigkeit von ihr abfällt: „[...] ihr Untergang ist gerecht. Und er ist notwendig. Der Aufruhr aus der Tiefe gelangt ja nicht an sein Ziel, sondern wird besiegt von einer höheren Macht, welche die Welt der Menschen vor dem Zugriff elementarer Dämonie rettet; Worschula muss daher fallen, der Drang zum Chaos, den sie verkörpert, wird überwunden vom Logos.“²⁷ Elisabeth Sobota fasst in ihrer Analyse „Das Menschenbild bei Bergengruen“ zusammen: „Der in Worschula zutage tretende elementare Volkswille der Wenden ist zum Untersinken in die Bedeutungslosigkeit des historisch Vergangenen [...] verurteilt.“²⁸ In Worschula zeichnet sich die Gefahr eines wendischen Aufstands gegen die Herrschaft des Deutschen ab. Juro dagegen wählt einen anderen Weg, indem er die Herrschaft des Deutschen anerkennt, seine Volksphilosophie in das Deutsche aber mit einfließen lässt. Er wählt den gewaltfreien Weg, während Worschula alle dämonischen Kräfte zusammenruft, um gewaltsam ans Ziel zu kommen.

Bergengruens Roman ist in dichotome Strukturen geteilt, die sich so aufgliedern lassen:

Deutsche (Welt)	Wenden (Gegenwelt)
Christentum	Heidentum
Glaube	Naturglaube
Kultur	Natur
Logos	Chaos
Ratio	Emotio
Gesetz	Anarchie
Strenge	Wärme

Doch Bergengruen verbleibt nicht ganz in diesem dichotomen System von Welt und Gegenwelt, sondern versucht, mit der Figur des Carion eine Balance zu schaffen. Meier schreibt dazu: „Er bemüht sich um einen Ausgleich zwischen der Naturmagie der Wenden und den naturfeindlichen Plänen Joachims, oder um einen Ausgleich zwischen dem Recht des Herzens, auf das sich Ellnhofen beruft, und dem abstrakten Gerechtigkeitsbegriffs des Kurfürsten; er trachtet nach einer Versöhnung zwischen der Freiheit des Einzelnen und der notwendigen Ordnung des Staates, zwischen Anarchie und Willkürherrschaft. Individuum und Gemeinschaft, Gefühl und Verstand, Leben und Denken, Natur und Geist sieht Carion nicht als sich ausschließende Gegensätze, sondern als Kräfte, die erst in gegenseitiger Ergänzung ein sinnvolles Ganzes, eine des Menschen würdige Daseinsform bilden.“²⁹

3. Márie und Worschula: Ein Vergleich

Zwei Frauenfiguren sind es, die die Handlung der beiden Romane bestimmen. Worschula und Márie fungieren als Bewahrerinnen von Volkstum und Tradition. Sie sind der Natur nahe, haben heilerische und seherische Fähigkeiten und wollen beschützen. Zunächst entsprechen beide dem Bild der sorbischen Mutter, von der erwartet wird, dass sie „arbeitsam, sorgfältig und geschickt, streng und unbeugsam, fest in der Tradition,

²⁷ Ebd., S. 86.

²⁸ Elisabeth Sobota: Das Menschenbild bei Bergengruen. München 1962, S. 41.

²⁹ Meier, Die Romane ..., 1967, S. 112.

gottesfürchtig und fromm, geduldig, gütig und treu³⁰ sei. Doch während Mária aus Liebe handelt, schützend eingreift, als die Moderne ihre Welt zu zerstören droht, ist Worschula die von Hass Zerfressene, ihre Krankheit Sinnbild für die zerstörerische Kraft des nationalistischen Geistes, der „Zahn um Zahn“ zurückerobern will, was ihm genommen wurde. Mária opfert ihr Leben für einen höheren Zweck. Ihr Sohn Brilo wurde von ihr geschult, um das Wendische weiterzugeben. Worschula dagegen stirbt und stellt in der Phase des Sterbens jeglichen Anspruch zurück. Sie geht ein in die Welt ihrer Kindheit, in der sie dem Fortschritt nicht mehr im Wege steht. Worschula wird nicht verurteilt, sie darf ihren Frieden finden. Juro's Tod besiegelt das Schicksal der Wenden. Duschka wird mit Juro keine Kinder haben, die Generationskette wurde für immer unterbrochen. Und so folgt, was folgen muss – die Luttschen ziehen aus: „Einzeln, in Grüppchen und Trüppchen quollen die kleinen rotmützigen Gestalten aus dem Dunkel, gesellten sich zueinander und zogen, kummervoll wispernd, in einer großen Schar an Duschka vorüber [...]. Manche der kleinen Leute trugen Bündel auf dem Rücken und weißgeschälte Wanderstäbe in den Händen, einer hatte einen Dudelsack umhängen, einer trug einen Dreschflegel [...].“ Und die Folge: „Manche liebe Heimlichkeit, manche Wärme der Herde und der Herzen ist damit hingegangen. All das trauliche Spinnwebwesen ist ausgekehrt, und an die Stelle der alten Dämmerung trat ein klarer und strenger Tag, in dessen kühlem Lichte vieles zu leisten war.“ (S. 614) Bergengruen bedauert das Verschwinden der „kleinen Leute“, spricht der „kleinen Kultur“, die er mit Wärme und Gefühl in Verbindung bringt. „Klar“ und „streng“ mutet ihn dagegen die Moderne an. Dennoch erscheint die Ablösung vom Alten ein logischer Schritt, ein Tribut, der der Entwicklung gezollt werden muss. Vietinghoff-Riesch's Mária hat mit Bergengruen's Juro mehr gemeinsam als mit Worschula, da Mária vom Guten beseelt ist, mit Entscheidungsstärke und großer Selbstverständlichkeit handelt, was ihrer Königswürde entspringt.

Aus beiden Romanen spricht eine positive Grundeinstellung der Autoren dem Sorbischen gegenüber. Während bei Vietinghoff-Riesch das Wendische in Brilo weiterlebt, geht es bei Bergengruen gewissermaßen in die Staatsmoral ein – es ist nicht mehr an bestimmte Personen gebunden, sondern ein Baustein der gesamten Kultur. In beiden Romanen wird der aktuellen Welt eine archaische Gegenwelt gegenübergestellt, um Konflikte zwischen Tradition und Moderne zu verdeutlichen. Dass zur Darstellung dieser Gegenwelt die wendische Kultur gewählt wurde, liegt vermutlich in der stereotypen Sichtweise vom Sorbischen als altertümlich, rückwärtsgewandt, traditionsverbunden und bäuerlich begründet.

³⁰ Susanne Hose: Das Mutterbild bei den Sorben. In: Susanne Hose (Hg.), *Zeitmaschine Lausitz. Raumerfahrungen – Leben in der Lausitz*. Dresden/Husum 2004, S. 71–78, hier: S. 71.